

Großmütige und Georg I. hatten wohl große Verbreitung gefunden, einige Bildniszeichnungen befinden sich in Darmstädter Privatbesitz. Für die Landschaft war App in hohem Maße begabt, es gibt Bleistiftzeichnungen von äußerst sorgfältiger duftiger Durchführung, aber auch flott und rasch gezeichnete Aufnahmen von ihm. Das Darmstädter Kupferstichkabinett des Landesmuseums besitzt acht Zeichnungen, unter denen die große Federzeichnung „Hiob von seinen Freunden besucht“ als eine eigenartige, herbstkräftvolle, durchaus deutsch empfundene Arbeit hervorsticht. Die Entwicklung des Künstlers ist aus den Zeichnungen gut zu verfolgen, die frühen Blätter sind mit hartem, spitzen Bleistift gezeichnet, wie in Stahl gestochen, in der römischen Zeit wird der Strich weicher, die Wirkung malerischer. Warm und lebendig sind die römischen Modelle mit Kreide auf farbiges Papier gebracht, die Lichter weiß gehöht. In seinen Kompositionen hat App die anfängliche Nazarenerart in der späteren Zeit abgelegt. Ihn begeisterte (nach des Waters Bericht) Michelangelo und die späteren Italiener, vielleicht sogar die Bolognesen.

Nach meiner Kenntnis des Lebens und der Arbeiten Peter App's scheint er durch mancherlei Hemmungen nicht ganz zur vollen Entfaltung seiner Begabung gekommen zu sein, er teilt gewiß auch das Schicksal der Corneliuschule. Durch seine Stellung als Hofmaler kam er an Arbeiten, die er aus freien Stücken ganz gewiß nicht hätte machen wollen. „Hofmaler“ war damals kein

Titel, sondern ein Amt, das ihn auch zur Instandhaltung der Gemälde des Großherzoglichen Besitzes, Reinigen, Firnissen und Ausbessern in den verschiedenen Schlössern im Lande verpflichtete. Die Beschäftigung mit der Porträtgalerie behinderte sein freies Schaffen, und alle die Bildentwürfe des Nachlasses, darunter eine vielversprechende „Versuchung Christi“, blieben wohl unausgeführt.

Erst mit 45 Jahren ging App eine Ehe mit seiner Haushälterin Margarethe Friederike Lucas aus Pirmasens ein. Sie brachte ihm wohl kein rechtes Glück und blieb kinderlos. Am 18. Juli 1854 starb Frau App, bereits am 7. Januar 1855 folgte ihr der Künstler, erst 51 Jahre alt, nach, er hatte indes noch eine zweite Ehe eingegangen. Die letzte Zeit des Künstlers, der schwer an Wassersucht gelitten, scheint gar bewegt gewesen zu sein, denn der Tod der ersten Frau, die Wiederverheiratung des Schwerkranken und das eigene Ende spielte sich in einem halben Jahre ab.

Es besteht wohl kein Zweifel, daß noch manche Arbeit Peter App's in Privatbesitz zu finden sein wird (auch in Düsseldorf und Bonn war er tätig); indes hat der Maler es anscheinend meist unterlassen, seine Werke mit seinem Namen zu bezeichnen. So mag manches schöne Bildnis der Biedermeierzeit, dessen Maler unbekannt ist, seiner Hand entstammen¹⁾.

¹⁾ Der Verfasser bittet alle, die Arbeiten Peter App's kennen oder etwas über ihn wissen, um freundliche Angaben an ihn.

Bereine, Gesellschaften und Kommissionen.

Oberhessischer Geschichtsverein. Obgleich die Veranstaltungen des Vereins nur durch Aushang (in den Buchhandlungen, bei Bach, Challier und Sann, in den Universitätsinstituten und in den Schulen) angekündigt werden können, erfreuen sie sich doch eines noch regeren Besuches, als er im vorigen Jahre mit Genehmigung festgestellt werden konnte. Kurze Referate über die beiden bisher gehaltenen Vorträge sind vielleicht nicht nur den Vereinsmitgliedern außerhalb Gießens, sondern vielleicht auch manchem anderen Leser von „Volk und Scholle“ willkommen.

1. Geheimerat Prof. Dr. D. Behaghel sprach über die Entstehung von Sitte und Brauch. Zwang, Gewohnheit, Zweckmäßigkeit bestimmen die Handlungen des Menschen; doch auch der Nachahmungstrieb, das Verlassen auf die Einsicht dessen, der das Beispiel gab, die Angst vor eigener Entscheidung, die Furcht aufzufallen, gegen das „Herkommen“ zu verstoßen, sind für ihn maßgebend. Über „Sitte“ und „Brauch“ im eigentlichen Sinne aber wachen die Zeitgenossen, sei es in ihrer Gesamtheit oder als Mitglieder einer

Klasse; doch auch eine Klasse mag das Tun und Lassen der anderen kontrollieren. Wie steht es mit den Anfängen von Sitte und Brauch? Die Worte selber sagen darüber nicht viel. Wenn man davon absieht, daß der „Brauch“ mehr auf Außerlichkeiten sich bezieht, dem entsprechend der „gemeinere“, volkstümlichere Ausdruck ist, daß die „Sitte“ dagegen die innere Verpflichtung nachdrücklicher betont und daher in mancher Mundart und im Wortschatz mancher Klasse — leider, möchte man fast sagen — fehlt, müssen beide Ausdrücke als im großen Ganzen inhaltsgleich, als „Synonyme“ bezeichnet werden. Auf Zweckmäßigkeitsgründe läßt sich großenteils noch deutlich zurückführen, was als „Sitte“ und „Brauch“ oder auch als „Anstand“ gilt, wenngleich nicht selten erst näheres Zusehen den Ursprung erschließt: wenn z. B. die Kleidung des Mannes von links nach rechts geschlossen wird, so führt uns das zurück in die Zeiten, wo es zweckmäßig war, den Mantel auf der rechten Schulter zu schließen, ihn rechts offen zu haben, damit sich der Schwertarm frei betätigen konnte. Aber schon allein der Glaube an die Zweckmäßigkeit

genügt, um Sitte und Brauch zu schaffen: etwa die Opfer an die Götter und die Grabbeigaben für die Toten. Und wie gerade hierbei die Späteren sich oft durch wertlosen Ersatz der Geschenke, durch Teile oder gar nur Nachbildungen davon die Pflicht erleichtern, so bleiben überhaupt nicht selten bloße Andeutungen der „zweckmäßigen“ Handlung übrig: das Aufstampfen im Zorn ist der letzte Rest des Anspringens auf den Gegner in urwüchsigeren Zeiten; durch Zischen wollte man ursprünglich den Beifall zum Schweigen bringen, heute gilt das „Auszischen“ der Darbietung selbst. Nebenwirkungen können zur Hauptsache werden: die Kleidung, heute in erster Linie dem Körper Schutz gewährend und das Schamgefühl schonend, geht zurück auf Schmuck und Trophäe. Veränderte Zustände bewahren häufig die alten Gebräuche und erfüllen sie mit neuem Inhalt: wer denkt beim Ziehen des Hutes noch daran, daß es einstmals das beste Zeichen friedlicher Gesinnung sein mußte, den bergenden Helm vom Haupte zu heben? oder die unbewehrte Hand darzubieten? oder welcher Gast freut sich heute noch über den ihm eingeräumten Ehrenplatz aus denselben materiellen Gründen wie damals, als ihm die Hausfrau beim Zerlegen die besten Stücke zuschob? Vielerlei Gründe führen mitunter — einzeln oder vereint — zur selben Gestalt von Sitte und Brauch: der Leichenschmaus kann zurückgehen auf die selbstverständliche Pflicht der Bewirtung der fremden Gäste, aber auch auf die kannibalischen Verhältnisse, wo der Tote selbst das Hauptgericht beim Ritualmahle lieferte, auf die Zeiten ferner, wo man begann, der für die Grabausstattung bestimmten Genüsse sich selbst zu erfreuen, und endlich auf die Vorstellung, daß der Tote selber unsichtbar mit den Hinterbliebenen tafele. Schon oben wurden erwähnt ehemals sinnvolle Handlungen, die ihren Zweck überlebten und schließlich gleichsam Symbole wurden: dazu gehört im Grunde auch das Trampeln und Klatschen als Zeichen des freudigen Beifalls, das Scharren als Äußerung ungeduldigen Mißvergnügens — heute noch geduldet, aber doch längst zur „Form“ geworden, den Zeiten entstammend, wo noch der ganze Körper Dolmetscher der Gefühle sein durfte; das Schnalzen mit der Zunge soll dem Ohr des Pferdes das Fliegen der Peitsche vor-täuschen; wenn der Stab, das Zeichen der Macht und Gerichtshoheit — selber ein Symbol — über dem armen Sünder gebrochen wird, so heißt das nichts anderes als „das Gericht ist zu Ende“. Wirklicher oder eingebildeter Zweckmäßigkeit, auf jeden Fall also dem Zweckgedanken, entspringt alles, was an menschlichen Handlungen durch Sitte und Brauch geheiligt ist, mag auch erst genaue Überlegung oder gar gelehrte Forschung den Ursprung zu erhellen vermögen. Nur unsere Geschichtsbetrachtung muß und vermag dabei Entwicklungsstufen zu sondern, deren Grenzen natürlich

in Wirklichkeit fließen — in der Vergangenheit wie in der Gegenwart. — Durch die reiche Fülle der Beispiele, von denen nur ein winziger Teil hier angedeutet werden konnte, regte der Vortragende die Zuhörer zum Nachdenken an über so manches Alltägliche, was sonst seines sinnvollen Ursprunges unbewußt getan, dem teilnehmenden Sinn bei näherem Zusehen doch auch als ein Denkmal langer Kulturentwicklung sich entpuppt und dadurch wertvoll wird. Und so wies die Veranstaltung des Oberhessischen Geschichtsvereins, gewiß auch im Sinne unserer hessischen Vereinigung für Volkskunde, zugleich wieder einmal nachdrücklich darauf hin, wie vieles die Volkskunde gerade dem Freund und Erforscher der Geschichte und der Kulturgeschichte im besonderen Betracht zu sagen hat.

2. Der angekündigte Vortrag über „das deutsche Humanitätsideal“ mußte infolge plötzlicher Erkrankung von Universitätsprofessor Dr. Korff in letzter Stunde für Januar zurückgestellt werden. Die zur Veranstaltung Erschienenen wurden aber dadurch in freundlicher Weise entschädigt, daß der Vorsitzende des Vereins, Geheimrat Prof. Dr. D. Behaghel über die deutschen Personennamen sprach. Er ging aus von den meist zusammengesetzten altgermanischen Namen, in denen die Wünsche der Eltern für die körperlichen und geistigen Eigenschaften ihrer Kinder zum Ausdruck kommen, in denen die Freude am Kampf- und Waffengeöse so oft herausklingt. Schon früh drängen sich sinnlose Namen vor, deren Bestandteile keinen logischen Zusammenhang mehr haben; Stücke der „Paten“-Namen werden aneinandergefügt. Etwa zweihunderttausend Möglichkeiten der Namensbildung ergeben sich so, die Kürzungen und Kosenamen ungerechnet. — Im Laufe der Geschichte werden die deutschen Personennamen, deren meiste längst unverständlich geworden waren und von denen viele noch deutbare in ihrer kriegerischen Sprache unheimlich zu wirken begannen, mehr und mehr durch fremde, römische und, zumal mit dem 14. Jahrhundert, biblischen Ursprungs überwuchert. Das Eigengut, insbesondere an Frauennamen, verschwand auf diese Weise fast völlig, um erst neuerdings zu einigem Leben künstlich wieder erweckt zu werden. Früh bereits nahm man zur Unterscheidung seine Zuflucht zu Doppelnamen, in engen Volksgemeinschaften, wie in den rheinischen Städten, natürlich eher als da, wo man lockerer siedelte. Ehemals gab die Familie den Namen. Daß jetzt die lieben „Nächsten“ als Namengeber auftreten, zeigt sich schon darin, daß gar oft bissige Spitznamen der Unterscheidung dienen sollen. Vater- oder manchmal auch Mutternamen, Wohnort, Heimat, Hauszeichen, Eigenschaften und Eigenheiten, selbst einmalige Vorfälle, Stand und Beruf sind die reichlich fließende Quelle von unterscheidenden Personennamen, die durch Vererbung zu Familiennamen werden. Sie häufen sich vom 12. Jahrh.